Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 15

Artikel: Anunda : eine Erzählung aus dem Leben der Hindus
Autor: Passow, A. / Bürli, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574250

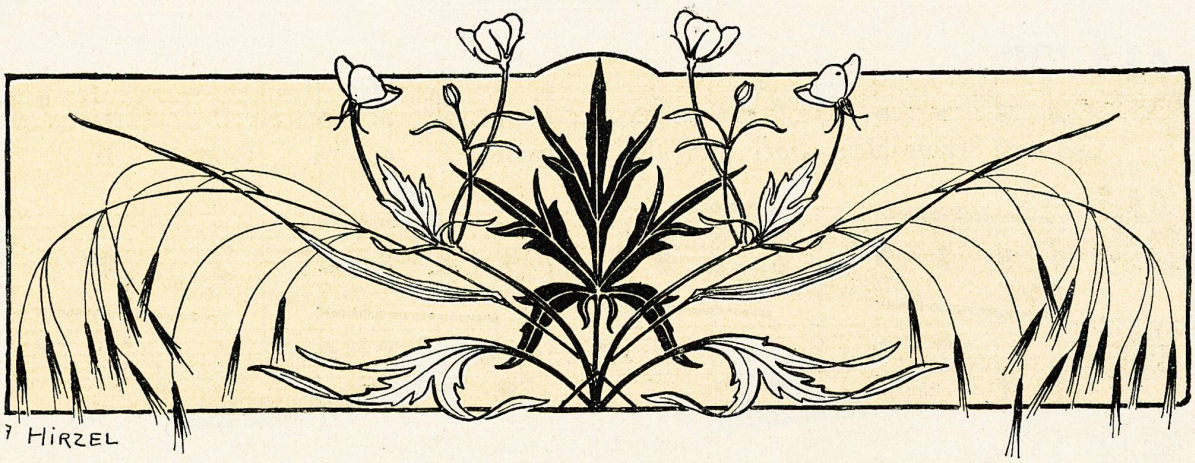
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Anunda.

Eine Erzählung aus dem Leben der Hindus.

Von **A. Passow.**

Frei aus dem Russischen übersetzt von **J. Bürli,** Zell.

1. Die schwarze Wolke.

Freude und Jubel herrschte im Hause des Bias Chaschtra, des Oberpriesters im Tempel zu Tuldschapur. Weithin ertönten die Pauken und Flöten der Musikanten, sowie die Chorgesänge der Priester. Man feierte die Hochzeit der achtjährigen Anunda, des lieblichen Töchterchens des Oberpriesters mit dem zwölfjährigen Sohne des Hirdar Rabiraja, eines angesehenen Brahminen. Die Feier wurde mit um so größerm Prunk begangen, da die kurz vor derselben erfolgte Stellung des Horoskops eine glückliche Ehe in Aussicht gestellt hatte.

Anunda war noch zu jung, um das ihr bevorstehende Glück würdigen zu können. Bis jetzt hatte sie nur selten ihr jungfräuliches Gemach im Hause ihres Vaters verlassen und deshalb noch wenig von dem bittern Spott und Hohn erfahren, der in Indien Jungfrauen und Witwen auf öffentlicher Straße zu teil wird. Den Vorschriften ihrer Religion gemäß, blieb die junge Gattin bei ihren Eltern und erwartete die „Hauna", d. h. den Tag, an dem sie das dreizehnte Jahr zurückgelegt haben würde, um dann in das Haus ihres Gemahls zu gehen

Ohne gegen ihren Ehemann eine Abneigung zu fühlen, war es ihr unmöglich, an dem dünkelhaften und bigotten jungen Manne Gefallen zu finden. Sie zeigte daher wenig Lust, das Haus ihres Vaters und der Rada, ihrer noch jugendlichen zweiten Mutter, zu verlassen. Ihre rechte Mutter war schon lange von dieser Erde geschieden. Mit unendlicher Liebe und Verehrung hing sie an ihrem Vater. Und auch dieser liebte sein Kind über alles in der Welt. Er unterrichtete sie in gar vielen Sachen, von denen die meisten indischen Frauen nie etwas erfahren. Fähig und aufgeweckt, zeigte sie ein außerordentliches Interesse für den Unterricht, und die Stunden, in welchen ihr der Vater die heilige Sprache, das Sanskrit, lehrte und sie in die Geheimnisse der Religion einweihte, gehörten zu den schönsten ihres Lebens. So hervorragend ihre geistigen Fähigkeiten waren, ebenso schön und fest war ihr Charakter. Kein Wunder, daß der Vater stolz auf sie war und daß die Stiefmutter sie liebte wie ihre eigene Tochter.

Anundas Gatte litt an einer schweren, von den Aerzten als unheilbar bezeichneten Krankheit. Obwohl nicht ans Bett gefesselt, siechte er am Fieber langsam dahin, verlor die Kräfte und war bald ein lebendes Skelett. Vergeblich hatten ihn seine Eltern nach Benares gebracht und ihn im heiligen Wasser des Ganges gebadet, vergeblich hatten sie die berühmtesten englischen Aerzte zu Rate gezogen, überhaupt nichts unterlassen, um ihn zu retten. Als Hirdar neunzehn Jahre alt war, sah man ihm an, daß er nicht mehr zu dieser Welt gehörte.

Eines Tages brachte Bias Chaschtra die traurige Nachricht nach Hause, daß Hirdar im Sterben liege und daß der Engel des Todes sein Werk noch vor Anbruch des neuen Tages vollenden werde. Rada saß in Gedanken vertieft, während Anunda bei dieser Botschaft bleich und unbeweglich, wie eine Statue und mit dem Ausdrucke des Schreckens vor ihrem Vater stand. Sie wußte, was ihrer wartete, doch konnte sie den Gedanken nicht fassen, daß sie, die noch so jung, so gesund und lebensfroh war, nun ihr ganzes Leben lang Witwe bleiben müsse. Kaum vierzehn Jahre alt, und schon Witwe sein, welch ein fürchterliches Los! In Indien wird nämlich die Frau von dem Augenblick an, da sie ihren Mann verloren, als ein völlig unnützes, den Mitmenschen zur Last fallendes Geschöpf betrachtet und bei jeder Gelegenheit mit Spott und Hohn überschüttet. Das elendeste Bettelweib ist bei uns in Europa glücklicher, als die vornehme und reiche indische Witwe!

„Anunda, dein Mann liegt im Sterben!" sagte Bias Chaschtra mit schmerzerfüllter Stimme. „Schwere Stunden stehen dir bevor. Bete aus ganzem Herzen zur Göttin Kali, damit sie dich stärke und schütze!"

Während er noch sprach, wurde die Thüre aufgerissen, und lärmend stürzte eine Schar Weiber herein. Es waren die Frauen-Wächterinnen, denen in Hindustan die traurige Pflicht obliegt, die Witwen in ihrer Trauer zu überwachen und die geringsten Verstöße gegen die Gesetze den Priestern anzuzeigen.

„Anunda, dein Mann ist gestorben", schrieen sie mit ohrzerreißender Stimme, „und wir sind gekommen, dir zu sagen, daß du ihm folgen mußt, denn es ist eine große Sünde, wenn du die Seele deines Mannes einsam und allein aus dieser Welt in die andere gehen lässest!"

In frühern Zeiten boten die Frauen-Wächterinnen ihre ganze Beredsamkeit auf, um die Witwen zu bewegen, ihrem Manne zu folgen, d. h. zu sterben. Jetzt sind ihnen diese Redekünste seitens der englischen Behörden strenge verboten.

Anunda warf ihren Eltern, die eben in das Zimmer traten, einen flehenden, herzdurchdringenden Blick zu; allein vergebens, sie durften sich nicht nähern, um das arme Weib zu trösten, das sich instinktmäßig in den hintersten Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte. Anunda galt als unrein, und jedermann, der in ihre Nähe kam oder sie berührte, wurde ebenfalls unrein. Daher sahen sich ihre Eltern genötigt, das Zimmer zu verlassen. Nun stimmten die Frauen einen Trauergesang an, welchem eine Lobhymne auf die Verdienste des Verstorbenen folgte. Während des eintönigen Gesanges wurde Anunda ihres hochzeitlichen Schmuckes in roher Weise beraubt. Perlenschnur, goldene Kette, Ohrgehänge wurden ihr gewaltsam abgerissen, die Armbänder aber, welche die vollen Arme fest umschlossen hielten, waren trotz alles Zerrens und Reißens nicht abzunehmen, so daß die vor Ungeduld fast wütend gewordenen Weiber nichts besseres zu thun wußten, als den köstlichen Schmuck mit dem Hammer zu zerschlagen. Thränen des Schmerzes und der Scham wegen der erlittenen Schmach bedeckten Anundas Augen, allein sie biß sich die Zähne zusammen, und kein Wort, ja nicht einmal ein Seufzer entrann ihren Lippen, da sie nicht noch den Spott und Hohn der sie peinigenden Furien herausfordern wollte.

Schon nach einigen Stunden wurde der Verstorbene nach dem Totenacker gebracht. An der Spitze des Leichenzuges marschierten vier Männer, die auf einer mit einem weißen Tuche bedeckten Bambus-Bahre die festlich geschmückte Leiche trugen. Unmittelbar nach der Bahre folgten die Priester, dann in tiefer Trauer die Eltern und Geschwister des Verstorbenen und eine große Menge von Freunden und Bekannten. Zuletzt kam die Schar der Frauen-Wächterinnen mit der armen Anunda in ihrer Mitte, die barfüßig und unbedeckten Hauptes und mit zu Boden gerichteten Augen einherging. „Kommt ihr nicht zu nahe", riefen die Weiber der sich hinzudrängenden schaulustigen Menge zu, „denn sie ist unrein und wer sie berührt, befleckt sich". Und alle sprangen von ihr weg, wie wenn sie eine Aussätzige wäre.

Am Ufer des Flusses war ein mächtiger Scheiterhaufen aufgerichtet worden. Als die Prozession bei demselben angelangt war, wurde die Leiche hinaufgehoben und zwar dem Gesetze gemäß mit dem Kopfe nach Norden, den Füßen nach Süden. Dann wurde sie von den Priestern mit Weihwasser besprengt und gesalbt. Hierauf wurde ihr eine goldene Münze zwischen die Zähne gelegt, einwenig warmes Oel in den Mund eingeflößt und ein rundes Brötchen in die Hand gegeben. Endlich wurde die Leiche mit Zweigen von Sandelholz vollständig bedeckt.

Nun forderten die Priester den nächsten Verwandten des Verstorbenen auf, demselben die letzte Ehre zu erweisen, worauf der Vater des Verstorbenen vortrat und die Sandelzweige anzündete, während vier Brüder des Dahingegangenen den Scheiterhaufen an den vier Ecken in Brand setzten. Das stark mit Oel begossene Holz verwandelte sich augenblicklich in eine mächtige, weithin sichtbare Feuersäule. Während des Brennens sprach Bias Chaschtra als Oberpriester die vorgeschriebenen Gebete zum Gotte des Feuers.

Die Frauen-Wächterinnen hatten sich vom Leichenzuge getrennt, bevor derselbe den Holzstoß erreicht hatte und hatten Anunda an eine nicht zu tiefe Stelle des Flusses geführt, damit sie sich, während die irdischen Ueberreste ihres Mannes in Rauch und Flammen aufgingen, durch ein Bad von ihren Sünden reinige. Rücksichtslos wurde sie von den rohen Weibern in den Fluß gestoßen, in welchem sie solange die Verbrennung dauerte, stehen und derselben zusehen mußte. Was die Unglückliche, deren unbedecktes Haupt schonungslos den glühenden Strahlen der Tropensonne ausgesetzt war, in dieser schweren Stunde fühlte, um das bekümmerte sich nicht ein einziger der fanatischen Hindus.

Nach Beendigung der Ceremonie wurde Anunda aus dem Wasser gezogen. Die ausgestandenen körperlichen und geistigen Qualen hatten sie derart erschöpft, daß sie sich nur mit Mühe auf den Füßen zu erhalten vermochte. Nichts destoweniger trieben sie die rohen Weiber rücksichtslos vor sich her, sie mit Schlägen zum Weitergehen zwingend, wenn ihr die Kräfte versagen wollten. Daneben sorgten sie mit äußerster Gewissenhaftigkeit dafür, daß keiner der frommen Hindus sich ihr nähern und sich verunreinigen konnte.

Zu Hause angelangt, wurde ihr ein abgelegener Winkel zum Aufenthalte angewiesen. Die nackten Quadersteine waren ihr Lager, denn das Gesetz der Brahmanen verbietet den Witwen, ihr Haupt auf Kissen oder Teppiche zu legen. „Je härter dein Lager, um so besser ist es für deine Seele, Anunda", sagten die Weiber. Sie wagte nicht einmal ihr durchnäßtes Kleid mit einem trockenen zu vertauschen, weil es ihr während ihrer zehntägigen Witwentrauer verboten war, irgend ein Kleid aus- oder anzuziehen.

2. Das Heiligtum.

Als die tiefe zehntägige Trauer vorüber war, durfte Anunda ihren abgelegenen Winkel verlassen und zum ersten male wieder ihre Eltern begrüßen und umarmen. Am elften Tage war sie noch berechtigt, ihr Frauenkleid zu tragen, am zwölften Tage aber mußte sie dasselbe für immer an das graue, ärmellose Kleid der Witwen vertauschen.

Bevor Anunda ihren Vater aufsuchte, bekleidete sie sich zum letzten male mit einer „Sari", welche mit ihrem reizenden Faltenwurf ihre schöne Gestalt leicht und doch anständig umhüllte. Tief in Gedanken versunken, saß

sie in ihrem Zimmer. Sie fragte sich, ob es denn kein Mittel gebe, sich dem traurigen Witwenstande zu entziehen. Plötzlich erleuchtete ein heller Strahl der Hoffnung ihr verweintes Gesicht. Sie erhob sich und ging zu einem Schranke, in welchem sich die Kleider und Abzeichen einer längst gestorbenen Priesterin befanden. Sie vertauschte die „Sari“ gegen das Gewand der Priesterin und betrachtete dann ein kleines Dreieck aus rotem Gold, auf welchem das Zeichen des Blitzes eingegraben war. Es war dies ein uraltes Heiligtum, das einst eine Devadasi, d. h. eine von der Göttin Kali selbst zu ihrem Dienste berufene Priesterin an ihrem Halse getragen hatte. „Heilige Mutter!“ sprach sie mit leiser und flehender Stimme, „nimm mich zu deiner Dienerin, mein ganzes Wesen opfere ich dir auf.“ Dann senkte sie den Kopf und legte sich die goldene Kette, an der das Heiligtum hing, um den schlanken und schöngeformten Hals. Hierauf ging sie zu ihrem Vater und fand denselben vor dem Familien-Altare knieend. Bias Chaschtra wandte sich um, als er ihre Schritte hörte und betrachtete ihr seltsam festliches Gewand mit dem Ausdrucke der Verwunderung und des Vorwurfs. „Was ist dir eingefallen, mein Kind, dich so zu schmücken?“ fragte er etwas gereizt. „Höre mich, mein Vater, und halte dein Kind nicht für närrisch. Während der Zeit meiner Trauer ist mir die Göttin mehrmals im Traume erschienen und hat mich, Arme, getröstet und gestärkt. Zuletzt hat sie mir die Hand auf den Kopf gelegt, und noch immer fühle ich mein ganzes Wesen von der Wirkung ihres Segens durchdrungen.“

„Du glaubst wohl, daß die Göttin dich liebt und dich auserwählt hat?“ fragte der Priester in sanfterem Tone.

„Ja, mein Vater, ich glaube es. Deswegen will ich in den Tempel gehen, um zu ihr zu beten. Sie wird mich erhören und mich zu ihrer Dienerin nehmen.“

„Aber bedenke dein fürchterliches Los, wenn sie dich abweisen sollte!“

„Dann werde ich zu den Priestern von Benares gehen und mir durch die strengsten Bußübungen, ja durch den Tod, die Heiligkeit erkaufen.“

Bias Chaschtra hielt die Hand vor die Augen, gleichsam als wollte er ein Schreckbild verscheuchen. Er war zwar ein energischer und unerschrockener Mann, aber vor dem kühnen, ja verzweifelten Unternehmen seiner Tochter zitterte er doch. Er gab sich nun alle Mühe, sie von ihrem Vorhaben abwendig zu machen, doch vergebens, Anunda blieb fest. Endlich nach schwerem Kampfe gab der alte Mann notgedrungen seine Einwilligung.

5. Der Tempel der Kali.

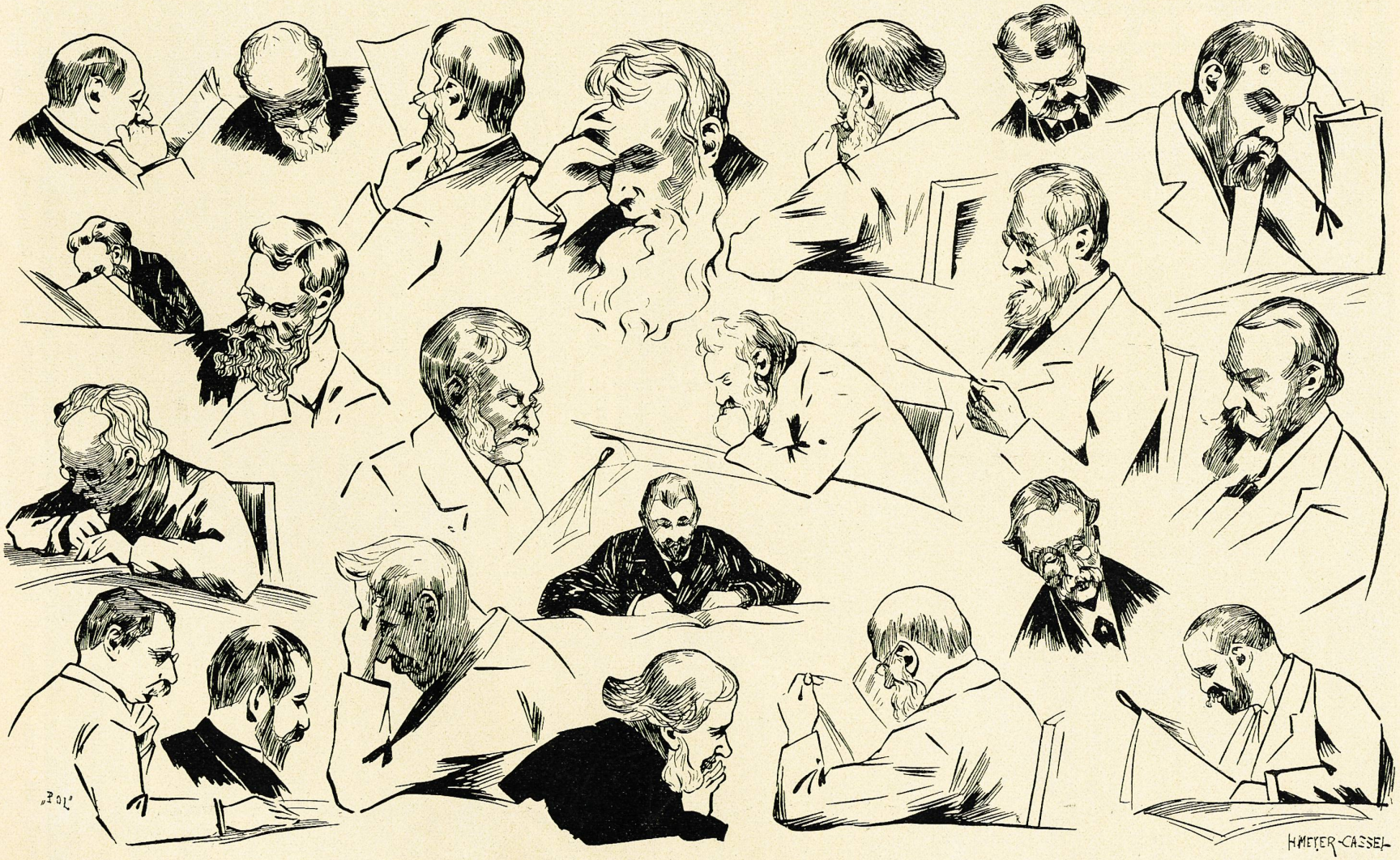
Tuldschapur ist ein berühmter Wallfahrtsort der Hindus. Seit vielen Hunderten von Jahren pilgern sie aus allen Provinzen des ungeheuern Reiches dahin, um sich im „Heiligen Wasser“ zu baden und zur Göttin Kali zu beten. Ihr Bild befindet sich in einem alten, riesigen Tempel von wunderbarer Bauart, der in einer tiefen Kluft verborgen liegt.

Nach diesem Tempel begab sich Anunda, von ihrer Freundin und Stiefmutter Rada begleitet. Mit Entzücken betrachtete sie die wohlbekannten, malerischen Orte, durch die der Weg sie führte. Der Friede, der über der sie umgebenden Natur ruhte, erschien ihr als ein Zeichen der Gunst und Gnade von Seiten der Göttin, denn wenn diese zornig wäre, so würde sie es durch Sturm und Unwetter offenbaren. Als sie zum Eingange des Tempels kamen, beschien die Morgenröte bereits die Treppen der Kluft, trotzdem waren sie hell mit Lampen erleuchtet. Im Tempel herrschte schon reges Leben. Die Priester waren damit beschäftigt, die Göttin zu waschen und ihr neue Kleider anzulegen. Dann schmückten sie ihr die Stirne mit einem heiligen Kranze und zierten ihren Altar mit Blumen. Alles war zum feierlichen Umzuge bereit. Nur das heilige Feuer war noch nicht da, welches von den Priestern unbedeckten Hauptes und mit entblößter Brust geholt werden sollte.

Die beiden Frauen schritten schweigend die Treppen hinunter. Im ersten Hofe war ein großes Marmorbecken, das zum Baden diente und mit dem Ganges unterirdisch verbunden war. Vor diesem Becken stand Anunda stille und bat ihre Gefährtin zu warten, bis sie sich gebadet hätte. „Wenn ich mich vorher von Sünde und Schuld gereinigt habe, darf ich ohne Furcht und Bangen vor die Göttin treten“, sagte sie.

Als Anunda aus dem Bade stieg, war sie wie umgewandelt. Aus ihrem Gesichte war jede Spur des Schmerzes und der Trauer verschwunden, alle ihre Bewegungen verrieten eine gehobene Stimmung, und ihre Züge drückten Entzücken und tiefe religiöse Begeisterung aus. Diese mit ihr vorgegangene Veränderung hatte auch Rada freudig berührt und frische Hoffnung in ihr erweckt.

Bald gelangten die beiden Frauen in den letzten Hof des Tempels, wo sich die Priester, nachdem sie das heilige Feuer herbeigetragen hatten, zum Umzuge bereit machten. An der Spitze des Zuges befand sich Bias Chaschtra in seiner Eigenschaft als Oberpriester. Der Zug setzte sich allmählich in Bewegung. Die volltönenden Veda-Hymnen und den betäubenden Lärm der Cymbeln und Flöten sekundierte ein vielfaches gewaltiges Echo in den zahlreichen Gewölben und Klüften. Auch die enorme Schar der gegenwärtigen Pilger schloß sich dem Zuge an und ließ ihre kräftigen Stimmen ertönen. Plötzlich stellt sich Anunda an die Spitze des Zuges, erhebt ihre Hände zum Himmel und vereinigt ihre zarte, wohlklingende Stimme mit den Stimmen des ganzen Chores. Ueberrascht und verwundert über das seltsame Benehmen Anundas stehen die Priester still und richten forschende Blicke nach Bias Chaschtra. Dieser zeigte mit der Hand nach den nassen Kleidern seiner Tochter und sagte mit halblauter Stimme: „Sie ist rein, Kali ist ihr in den letzten Nächten erschienen. Ihre Begeisterung kommt von oben. Laßt sie machen!“ Diese Erklärung genügte ihnen. Als nun Anunda sich gegen die Menge wandte und sie aufforderte, ihr zu folgen, entstand ein wahrer Tumult. Einige lasen aus ihren Blicken göttliche Begeisterung und glaubten, andere blieben im Zweifel. Nachdem sie an der Spitze des Zuges mehrere mal um den Tempel gegangen war, schritt sie durch eine großartige Säulenhalle in die dunkle Kapelle, wo sich die Statue der Göttin und der Altar derselben be-



Studien aus dem Lesesaal. Von H. Meyer-Cassel.

fanden. Hier fiel sie auf die Kniee und betete lange mit tiefer Inbrunst, während die Priester und das Volk in der Ferne standen und mit fieberhafter Ungeduld auf ein Ereignis oder Wunder warteten.

4. Der Kranz.

Das noch nicht erloschene Feuer erlaubte den Anwesenden, Anunda vollkommen und deutlich zu sehen. „Heilige Mutter", rief sie mit bewegter, leiser Stimme, aber doch laut genug, um von der Menge verstanden zu werden, „sieh' mich hier zu deinen Füßen, erhöre mein Gebet, nimm mich als deine Dienerin an oder töte mich!" Man sah, wie sie am ganzen Körper zitterte und wie sich ihre Brust krampfhaft hob und senkte. „Der Geist der Göttin hat sie erfaßt", sagte einer der Priester leise zu seinem Nachbarn. Bias Chaschtra schwieg; sein Gesicht verriet heftigste Unruhe.

„Höre mich an, Allmächtige. Zeige dich mir, wie du dich mir im Traume gezeigt hast, voll Güte und Anmut!" Anundas heißes Flehen wurde immer lauter und lauter. Stets auf den Knieen, näherte sie sich immer mehr den Füßen der Göttin, so daß endlich deren ausgestreckte Arme sich auf ihren Kopf herabzulassen schienen. Allmählich verstummten ihre Worte, nur die Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen. Eine unheimliche Stille entstand. Die Göttin wollte kein Zeichen von sich geben, sie blieb unbeweglich. Bereits zeigten sich in der Menge Zeichen der Ungeduld und der Unzufriedenheit, bereits hörte man ein leises Murren. Als nun gar einer rief: „Welch freches Weib ist diese Witwe, daß sie sich vermißt, die Rolle einer Priesterin zu spielen!" entstand ein wildes Brüllen und Lärmen unter der fanatischen Menge.

Da löste sich zufällig einer der zahlreichen Kränze, die an den Armen der Göttin hingen und fiel auf die junge, knieende Frau. Es war höchste Zeit, daß etwas geschah, sonst wäre die Arme verloren gewesen. So natürlich diese Erscheinung auch war, für die aufgeregte Phantasie der Hindus war dieselbe ohne Zweifel ein Wunder. „Du kommst, du erhörst mich, du nimmst mich auf!" rief nun die kluge Anunda und drückte den Kranz an ihre Lippen. „Ich danke dir Kali, ich lobe und preise dich in alle Ewigkeit, heilige Mutter!" Das Wagstück, das sie unternommen hatte, war gewonnen, aber nun stürzte sie, von der heftigen Aufregung erschöpft, bewußtlos zu Boden. Die erschrockene Rada wollte sie aufheben, allein Bias Chaschtra stieß sie zurück. „Rührt sie nicht an, sonst ruft Ihr den Zorn der Göttin herab!" brüllte die Menge. So lag nun Anunda auf dem Boden hingestreckt, wie eine umgestürzte Marmorstatue. Erst als der Chorgesang der Priester verstummt war, erhob sie allmählich den Kopf und betrachtete gleichgültig ihre Umgebung. Sie wußte sich nicht zurecht zu finden. Da fällt ihr Blick auf den Kranz. Jetzt wird es ihr klar. Sie erinnert sich der Gnade, die ihr die Göttin erwiesen, nimmt die Blumen und drückt sie inbrünstig an ihre Lippen.

Nun wurde Anunda auf einen mit Blumen geschmückten Palankin gesetzt und in feierlicher Prozession herumgetragen. Zu Seiten des Palankins gingen Bias Chaschtra und Rada, dann folgten die Priester mit der Tempelmusik, die einen Festmarsch spielte und nach ihnen eine ungeheure Menge jubelnden Volkes, denn trotz der frühen Morgenstunde hatte sich die Nachricht von dem stattgefundenen Wunder mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet, und die Bevölkerung von ganz Tuldschapur und Umgebung hatte sich auf der Hauptstraße der Stadt versammelt. Als der Zug herankam, wurde er von der Menge mit lautem Zujauchzen begrüßt, und Tausende riefen: „Sei gelobt, heilige Mutter, Kali sei gelobt!"

Dann ging der Zug weiter zu dem großen Platze, auf dem sich die Papnas-Quelle befindet, in welcher der Tradition gemäß die Göttin einst gebadet haben soll. Als man dort ankam, stieg eben die Sonne, von rosenfarbenen Wölklein umgeben, über den Horizont empor und die Priester stimmten daher den feierlichen Choral zu Ehren des Tagesgottes an. Anunda badete sich dann im heiligen Wasser der Papnas-Quelle, während die Brahminen sanskritische Gebete hersagten. Nach Schluß dieser Ceremonie wurde die neu erschienene „Devadasi" von den Priestern in das Haus ihres Vaters zurückgeführt, wo sie nun außer gewissen Stunden, die sie jeden Tag im Tempel zubrachte, wohnte.

5. Major Douglas.

Unter der Menge, welche Anunda und die Priester zur Papnas-Quelle begleitete, befand sich auch ein Europäer, nämlich der Major Douglas, englischer Vizepräsident in Guldrug, und dessen Schwester, Mistreß Turn, die Gemahlin eines deutschen Arztes in Kalkutta.

Douglas hielt sich oft in Tuldschapur auf. Da er die Eigentümlichkeiten der Hindu genau kannte und vortrefflich mit denselben umzugehen wußte, genoß er unter dem Volke allgemeine Achtung und Liebe, um so mehr, als er es zur Zeit der letzten Hungersnot durch kluge und glückliche Maßnahmen verstanden hatte, die Leiden der armen Hindus wesentlich zu mildern. Nun war er Stellvertreter des Gouverneurs der Provinz, zu welcher Tuldschapur gehörte, da dieser wegen Krankheit beurlaubt war.

Ein glücklicher Zufall führte den Douglas und dessen Schwester Ines gerade in jenem Augenblick nach Tuldschapur, als die Prozession der „Devadasi" stattfand. Sie benutzten die Gelegenheit und mischten sich neugierig unter die Menge. Ines hatte ein Bouquet mitgebracht, in der Absicht, dasselbe der Priesterin zuzuwerfen. Da sie sich selbst aber nicht vorzudrängen wagte, bat sie ihren Bruder, es zu thun. Dieser nahm den Strauß, trat an den Palankin heran und warf ihn der Priesterin in den Schoß. Während er in voller Gemütsruhe das hübsche Gesicht der Devadasi betrachtete und von dem fröhlichen und kindlich unschuldigen Ausdrucke desselben nicht wenig gerührt wurde, fühlte er plötzlich, daß ihm jemand einen ziemlich heftigen Stoß versetzte. Wie er sich umwandte, begegnete sein Blick den feuersprühenden Augen und dem vom Zorne entstellten Gesicht eines jungen Priesters; offenbar hatte es diesen geärgert, daß ein Fremder es gewagt hatte, sich auf solche Weise der Devadasi zu nähern. Douglas trat ihm schweigend aus dem Wege, ohne aufzuhören, ihn zu beobachten, wobei ihm auffiel, daß

Der Geologe.

Nach dem Gemälde von † Raphael Ritz, Sitten.

der Priester die schöne junge Frau beständig mit frechem Blicke verfolgte.

Als sich die Menge zerstreut hatte, kehrten der Major und Ines plaudernd nach ihrem Bungalow (Landhaus) zurück. Douglas, der das Brahmanentum, wie selten ein Europäer, kannte, erklärte seiner Schwester die Bedeutung sämtlicher Ceremonien, die sie soeben beobachtet hatten und schilderte ihr besonders ausführlich die Pflichten und Privilegien der Priesterinnen. „Diese hübsche Priesterin darf also niemals heiraten?“ fragte sie. „Niemals“, entgegnete Douglas, „allein dies hindert sie nicht, einen Anbeter zu finden. Als ich dein Bouquet in den Palankin der Devadasi warf, bemerkte ich einen Brahminen bei demselben, der mich mit Blicken der Wut und des Zornes maß. Vielleicht habe ich mich getäuscht, allein nach dem Ausdrucke seines Gesichtes zu urteilen, muß er für seine schöne Kollegin etwas mehr als Hochachtung fühlen. Diese war offenbar in religiöser Verzückung und hat ihn daher nicht bemerkt. Allein es wird anders kommen. Wenn die schöne, junge Priesterin in Liebe zu ihm entflammt, so wird der heutige Tag für sie zum Anfange schwerer, wenn auch geheimer, moralischer Leiden werden.“

6. Morro Trimmul.

Der junge Mann, von dem Douglas sprach, hieß Morro Trimmul und war ein Pandit, d. h. ein gelehrter Priester, der sich mit dem Studium der heiligen Bücher beschäftigte. Trotz seiner Jugend (er war kaum fünfundzwanzig Jahre alt) stand er bei seinem Volke wegen der großen Pilgerreisen, die er gemacht und wegen seiner gründlichen Kenntnis der Sanskrit-Sprache in hohem Ansehen. Da er der Bruder Radas war, hoffte er mit Recht, Bias Chaschtras Schwiegersohn zu werden.

Nach einer Abwesenheit von mehrern Jahren war er nach Tuldschapur zurückgekehrt, ohne zu ahnen, daß der Tag der Einweihung der „Devadasi“ für sein Leben so verhängnisvoll sein würde. Sobald er die schöne Priesterin gesehen, war er von ihren Reizen derart bezaubert, daß er sie nicht mehr aus seinen Sinnen zu verbannen vermochte. Ein einziger Blick nach der jungen Frau hatte ihm die Ruhe seines Herzens geraubt. Ohne Widerstand zu leisten, ließ er sich von der Leidenschaft, die sich seiner immer mehr bemächtigte, fortreißen und fragte nicht einmal, ob Anunda sich seinen Bewerbungen fügen würde oder nicht. Er war entschlossen, unter allen Umständen sich in Besitz des geliebten Weibes zu setzen. Nur eines schien ihm unumgänglich nötig, nämlich seinen Entschluß vor Bias Chaschtra, dem Vater der Devadasi, sorgfältig zu verbergen.

Am folgenden Tage suchte und fand er Gelegenheit, mit Anunda zu sprechen. Allein diese, in den prächtigen Ornat der Priesterin gekleidet, würdigte ihn kaum eines Blickes, und als er sie später an einem abgelegenen Orte zur Rede stellen wollte, entfloh sie ihm mit der Schnelligkeit eines Rehs. Er hatte sich nun überzeugt, daß es Frauen gibt, mit denen man nicht spassen darf. Anunda floh ihn, wo immer sie ihn sah. Morro verging fast vor Zorn. Dieser unerwartete Widerstand schürte um so mehr das Feuer seiner Leidenschaft, je mehr ihm die Mittel zur Befriedigung derselben fehlten. Auch seine Eigenliebe und sein Stolz waren verletzt. Er konnte es nicht ertragen, daß eine Devadasi sich damit brüstete, ihn, den gelehrten und hochangesehenen Priester hoffnungslos schmachten zu lassen.

Als Morro am folgenden Abend in der finstern Kapelle des Tempels stand und den priesterlichen Ornat abnahm, in welchen er am Gottesdienste teilgenommen hatte, sah er unerwartet eine Gnuha, d. h. eine der besten Tänzerinnen vor sich.

„Was willst du hier?“ frug er sie in grobem Tone.

„Ich wünsche dir zu sagen, wie du es anstellen sollst, um dich der Person, die du liebst zu bemächtigen“, antwortete mit frechem Lachen die Gnuha, gleichzeitig auf Anunda hinweisend, die nicht weit von ihnen Kränze aufhob, die von den Gläubigen zum Schmucke der Göttin hingelegt worden waren.

„Fort mit dir, Schlange!“ rief Morro, wütend darüber, daß die Gnuha sein Geheimnis kannte. „Doch warte! Ich bin neugierig, deinen Rat zu vernehmen.“

„Morgens sollst du es wissen. Bei Sonnenaufgang an der Papnas-Quelle!“

(Schluß folgt).

Das Rathaus in Zürich,

eingeweiht den 22. Juni 1698.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit vier Abbildungen.

Das jetzige Rathaus, an dessen zweihundertjährigen Bestand hiemit erinnert werden soll, trat an die Stelle eines gegen Ende des 14. Jahrhunderts erstellten Baues, der die nämlichen Grundformen hatte. Das alte Rathaus hatte einen Riß bekommen und entsprach nicht mehr dem Zeitgeschmack. Es wurde daher im November 1693 ein Neubau beschlossen. Mit dem Abbruch des alten Hauses begann man am 26. Juni 1694, Ende Juli kam der Neubau unter Dach und am 22. Juni 1698 fand die Einweihung desselben statt. Während des Baues hielten die Räte ihre Sitzungen auf dem Rüden.

Obwohl in damaliger Zeit der Barockstil vorherrschte, stellt sich das Rathaus als ein würdiger Renaissance-Bau dar, der nicht nur zu den schönsten Bauten in der Schweiz zählt, sondern auch mit vielen Gebäuden gleichen Stils in Italien den Vergleich aushalten kann. Der Plan des Rathauses stammt nach S. Vögelin (das alte Zürich) von keinem geringeren, als dem großen Gelehrten und Baumeister Fra Giocondo aus Verona, der in seiner Ausgabe des Vitrurius, (Venedig 1511), den Grundriß, den Aufriß und die perspektivische Ansicht eines Renaissancepalastes mitteilt. Dieser Plan sei nun an der Hauptfassade unseres Rathauses ganz genau, an den drei übrigen Seiten mit den nötigen Abänderungen zur Ausführung gebracht. Daneben hat dann allerdings noch ein anderer Italiener am Bau selbst als Sachverständiger gearbeitet, doch scheint es, daß derselbe mehr nur mit der Erstellung einzelner Bauteile, wie der nun beseitigten Freitreppe und des Portals, beschäftigt gewesen sei. Dieser Italiener war J. M. Ceruto von Lugano.

Eine Merkwürdigkeit am Aeußern des Gebäudes sind die vielen Büsten von Helden des Altertums und der Schweizergeschichte, welche in den Fensterumrahmungen des untern Stockwerkes angebracht sind, und zu denen Wahlsprüche in lateinischer Sprache (je auf dem obern Fenstergesimse) ge-